

THOMAS MANN UND DIE DEUTSCHE SPRACHE

Von C. Soeteman

1. In dieser Stunde werde ich mich der unvernünftigsten Grenzüberschreitung schuldig machen. Eigentlich hätte ich mir diesen Leichtsinn nachgerade abgewöhnen sollen, nachdem vor einigen Jahren eine Vorlesung von mir über die Erscheinung der Stoffentlehnung in der Geschichte der deutschen Literatur, von der ich meinen Gastgebern vorher geschrieben hatte, sie werde am Ende in das Verhältnis Thomas Manns zum Mittelalter ausmünden, in der Stadt meines Auftretens in großen Lettern als ein Vortrag über Thomas Mann angekündigt wurde. Die ersten auf diese Weise Betroffenen verließen schon beim Heliand den Saal. Mein heutiges Thema verschafft mir allenfalls im Titel eine halbe Rückendeckung gegenüber dem Institut für deutsche Sprache, dem anzugehören mir eine Ehre und eine jährlich wiederkehrende Freude ist, und gegenüber meinem akademischen Lehrauftrag, der wiederum nur die deutsche Sprache und nicht auch die Literatur erwähnt, aber der mir nach altem, allzu altem Brauch und gentlemen's agreement die Literatur des Mittelalters stillschweigend überläßt. Sie wollen mir aber im Hinblick auf mein Thema das Bekenntnis zugute halten, daß von allen, die je Deutsch gesprochen und geschrieben haben, mir nun einmal Thomas Mann als Lehrer und als Künstler am allernächsten steht. Zweitens paßt zumindest der Titel meines Vortrags nicht schlecht zu dem der diesjährigen Institutssitzung, die dem Verhältnis von Linguistik und Literatur gewidmet ist. Insofern ich aber über Thomas Manns sprachliche Eigenart spreche, werde ich mich methodisch von so erfolgverheißenden und schon heute vielfach fruchtbringenden Forschungsrichtungen wie der quantitativen Linguistik und der Stilstatistik unterscheiden, u. a. wegen der Grenzen, auf die unsere Kollegin Els Oksaar in ihrem Beitrag zur Festschrift für Hans Eggers hinweist, welche aber sie selber nicht gehindert haben, die Ergiebigkeit etwa von Satzlängensstatistik und Häufigkeitsdistributionen überzeugend unter Beweis zu stellen. Ich zitiere: „Die Reichweite der quantitativen Methodik ist in der einschlägigen Literatur öfters erörtert worden (...). Dessenungeachtet muß man sich ihrer Grenzen immer ganz genau bewußt sein. Vor allem muß im Auge behalten werden, daß man mit der statistischen Methode stilistische Feinheiten nicht erfassen kann. Sie ermöglicht u. a. jedoch das, was qualitative Methoden (...) nicht ermöglichen können:

eine exakte und objektive Vergleichsbasis mit anderen sprachlichen Texten in einem gewissen Sektor und zwar betreffs der Formalstruktur. Obwohl die quantitative Methodik heute die Semantik noch nicht erfaßt (eine systematische Erschließung der inhaltlichen Seite der Sprache ist auch der qualitativen Methodik noch nicht gelungen), hat sie die Möglichkeit, Regelmäßigkeiten in der Formalstruktur der Texte aufzuweisen und zu objektivierbaren Einheiten zu gelangen. Es gilt somit, charakteristische Eigenschaften, quantitativ meßbare Merkmale unter der Menge der Elemente, die einen Text konstituieren, ausfindig zu machen“. Ich werde heute abend weder zählen noch messen. Dabei behalte ich aber weniger die Grenzen der Methode als meine eigenen im Auge und suche in ihnen meine Beschränkung, was leicht mit einem Zitat gerechtfertigt werden könnte, nicht nur von Goethe, sondern auch von Thomas Mann, der während der ‚Meerfahrt mit Don Quijote‘ in dem so überschriebenen Aufsatz in ‚Adel des Geistes‘ im Hinblick auf die üppigen Schiffsmahlzeiten feststellt: „Wie bald aber stößt sich der Mensch an seinen Grenzen!“

Es wird nun also in meinem Sinne von Thomas Mann als Meister der Sprache die Rede sein. Dieser mein unwissenschaftlicher Ausgangspunkt muß bei der heutigen Gelegenheit auf jeden Fall ganz klar sein. Ich werde als beeindruckter Leser versuchen, einige Züge von Thomas Manns sprachlicher Eigenart und auch von seiner Haltung gegenüber der Sprache nachzuweisen. Und so sehr nun mit Recht die Forschung immer wieder auf die Spannungsbreite und die Länge seiner Satzperioden und auf seine Kunst der Fuge im Felde der Syntax hingewiesen hat, so glaube ich mit demselben Recht das Wort in Anspruch nehmen zu dürfen als das entscheidende Element in dem Sprachbewußtsein und den Redeformen im Werk Thomas Manns – das zuletzt Gesagte ist zugleich der Titel einer der rezentesten und, soweit ich das beurteilen kann, auch wohl der besten Studien über das Thema, das uns heute beschäftigt, „Sprachbewußtsein und Redeformen im Werk Thomas Manns“ von Ulrich Dittmann. Unnötig zu sagen, bei dem geringen Umfang meiner eigenen Sekundärlektüre zum Thema und dem Reichtum dieser Arbeit eines evidenten Kenners, daß ich dieser Münchener Dissertation viel verdanke, obwohl ich, wie gesagt, eigene Wege gehe.

2. Thomas Mann also als Meister des Wortes. Wir wollen zunächst seine Haltung dem Wort gegenüber kontrastieren mit der des fast gleichaltrigen Rainer Maria Rilke, und Sie werden schon bei den ersten Wor-

ten des nun folgenden Rilkezitats den himmelweiten Unterschied zwischen den beiden Dichtern aufleuchten sehen, ihn dann aber in fast jeder Zeile der drei Strophen des ‚Frühen Gedichtes‘ belegt finden, wobei wir in bezug auf Rilke viel eher an die Krankheit seiner Generation, die Nietzschesche Sprachsepsis erinnert werden:

Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.
Sie sprechen alles so deutlich aus:
Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus,
und hier ist Beginn und das Ende ist dort.

Mich bangt auch ihr Sinn, ihr Spiel mit dem Spott,
sie wissen alles, was wird und war;
kein Berg ist ihnen mehr wunderbar;
ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott.

Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.
Die Dinge singen hör ich so gern.
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.
Ihr bringt mir alle die Dinge um.

Thomas Mann kommt es bei aller Ehrfurcht und aller Vorsicht und allem Verantwortungsgefühl gegenüber dem Wort, wie mir scheint, gerade auf den genauen, sei es präzisen, sei es schillernden, aber immerhin bestimmbaren Kommunikationsinhalt des Wortes an. Gerade die Tatsache, daß dieses Ding ‚Hund‘ heißt und jenes Ding ‚Haus‘, ermöglicht es ihm, in behutsamer, aber nicht zaghafter Disponierung Wörter und Sachen in den Griff zu bekommen, sicher ohne Hybris, aber auch ohne Bangen, auf die Gefahr hin, sogar die gesuchte Gefahr, daß die Dinge im Wort auch einmal nicht ‚singen‘ sollten. Es wäre interessant, die Vokabel *Wort* in Thomas Mann’scher Prosa nicht nur nach ihrer Häufigkeit, sondern auch nach ihrer Valenz und epischen Funktion zu determinieren.

Tony Buddenbrooks zweite Ehe geht an einem Wort zugrunde. Nicht daß diese Ehe mit einem Münchener Bierbrauer ohne das betreffende Wort die „Balgerei“ an der Treppe überlebt hätte, den „unerlaubten und unsittlichen Ringkampf zwischen der Köchin Babette und Herrn Permaneder“. Aber dann war, „zum Schlusse, ein Wort ihr nachgeklungen, ein Wort seinerseits, ein Wort, das sie nicht wiederholen würde,

das über ihre Lippen niemals kommen würde, ein Wort ... ein Wort ...“. Es ist jenes Wort, das wir dann am Ende des ersten Bandes des Romans denn doch wörtlich erfahren und das Viktor Mann aus seiner Vertrautheit mit bayerischem Dialekt heraus dem älteren Bruder übermittelt hat und das er seitdem, wie er in der Familiengeschichte, „Wir waren fünf“ schreibt, als seinen Beitrag zur Weltliteratur für sich in Anspruch nimmt.

Es ist ein andermal wiederum ein Wort, das aussprechen zu müssen den Redner in große Spannung versetzt und dessen epische Verwendung den Verfasser des „Doktor Faustus“ auf ironischer Dichterhöhe zeigt. Der Musiklehrer Wendell Kretzschmar wird von seinen schlechtbesuchten öffentlichen Vorträgen etwa über Beethovens letzte Klaversonaten nicht abgehalten durch sein Stotterleiden, welches auch „das Zuhören zu einer aufregenden und klippenreichen Fahrt machte“. Unverdrossen spricht er über den Gebrauch, den der späte Beethoven gelegentlich vom Konventionellen mache, und das inmitten des Allerindividuellsten überraschenderweise „schaurig-majestätischer wirke, als jedes persönliche Wagnis. In diesen Gebilden, sagte der Redner, gingen das Subjektive und die Konvention ein neues Verhältnis ein, ein Verhältnis bestimmt vom Tode. – Bei diesem Wort stotterte Kretzschmar heftig“. Wir unterbrechen das Zitat, bloß um einen Augenblick bei diesem einen Moment von Psychologisierung und von der „Erdung“ des Erhabenen zu verweilen, worin wir das Nacherzählungsprinzip des „Josephzyklus und des „Erwählten“ und auch etwas von der Vergegenwärtigung des olympischen Goethe in „Lotte in Weimar“ wiederzuerkennen glauben. Aber inzwischen wird Wendell Kretzschmar von dem fatalen Wort *Tod* nichts geschenkt: „Festhängend am Anfangslaut, vollführte seine Zunge am Gaumen eine Art von Maschinengewehrfeuer, wobei Kiefer und Kinn mitwirbelten, ehe sie Ruhestand fanden in dem Vokal, der das Gemeinte erraten ließ. Als aber das Wort erkannt war, schien es nicht recht danach angetan, daß man es ihm abnähme, es ihm, wie man sonst zuweilen tat, jovial und hilfreich zurief. Er mußte es selbst zustande bringen, und er tat es“. Die Ebenen der Wortstruktur werden hier sozusagen generativ-transformationell durchlaufen, nachdem der Dichter ein Vierteljahrhundert früher im „Zauberberg“ nur physiologisch-akustische Beobachtungen mit der Hervorbringung eines ähnlich geladenen Wortes verbunden hatte, nämlich *Menschheitsfortschritt*: „Selbst dieses letzte Wort, so viele Hindernisse es seiner mediterranen Zunge bieten mochte, hatte Herr Settembrini auf erfreuliche

Art, klar, wohl lautend und – man kann wohl sagen – plastisch zu Gehör gebracht“.

3. Im ‚Erwählten‘, den ich schon erwähnte und mit dem wir uns noch etwas eingehender beschäftigen wollen, finden wir dann Beispiele einer fast grammatisch-semantischen Andacht vor dem Wort und seiner Funktion. Eine Redeform wie: „Das Wort ‚würdig‘ flüstert nur der Teufel mir ein“ bildet in dem monologue intérieur des ‚Abbot‘ von Sankt Dunstan eine Art Gegenstück zu dem ‚desperaten‘ Wort, das Tony Buddenbrook auf lebenslang erschütterte. Ahnungsvoll analysierend aber fragt sich Gregorius, in was für einem Verhältnis zur ihn tief beeindruckenden Fürstin er eigentlich im Kampf gegen ihre Belagerer stehe, „und wenn seine Augen dabei verschwammen, so war es, weil in seinen Gedanken die Wörtlein ‚für‘ und ‚um‘ wunderbar ineinanderschwammen“, wonach dann in einer weiteren Phase des verhängnisvollen Verhältnisses eine Zwiesprache zwischen den Partnern stattfindet, „in der die grammatische Frage von ‚für‘ oder ‚um‘ noch einmal ihre Rolle spielte, nicht ohne daß es zugunsten des ‚um‘ zu einem heißen Geschehnis gekommen wäre“. Wie Gregorius hatte auch der Abt in dem schon aufgeführten Monolog über solche Präpositional-Oppositionen rasoniert: „Wer mich hier sähe, würde sagen, daß ich mich *trotz* diesem bitteren Wetter an den Strand begeben. Ich begeben mich aber gerade *wegen* des Wetters so früh schon hierher, getrieben von Unruhe. Es ist auch die Unruhe, welche einem so müßige und nebensächliche Betrachtungen eingibt, wie diese über ‚trotz‘ und ‚wegen‘, die ein und dasselbe werden in meiner Unruhe“. Interessant ist es dann, in einem ungefähr gleichzeitigen Brief Thomas Manns (an Agnes E. Meyer) zu lesen: „Ich weiß wohl, daß solche Ehrungen mir nicht *wegen* meiner politischen Äußerungen, sondern *trotz* ihnen erwiesen werden“. Entschieden technischer aber noch äußert sich der Dichter dann durch den Mund der befreiten Fürstin-Mutter gegenüber dem sie unheimlich faszinierenden Jüngling-Befreier: „Eines kristlichen Ritters war Eure Rede. Selbst zwischen Wort und Zuwort aber scheint es mir zu klaffen wie Widerspruch“.

Auch Reflexionen über den Begriff der Grammatik fehlen keineswegs. Grigorß war übrigens „bereits mit elfen ein firmer Grammaticus“. Aber schon ganz zu Anfang des Buches hatte der Chronist erklärt, weshalb er für seine Erzählung die Prosa gewählt habe, „grammatisch gediegene Prosa“, wie er sich ausdrückt, der Mönch nämlich, der den Geist der Er-

zählung verkörpert. „Eines ist gewiß“, sagt er, „nämlich daß ich Prosa schreibe und nicht Verselein, für die ich im ganzen keine übertriebene Achtung hege. Vielmehr stehe ich diesbezüglich in der Überlieferung Kaisers Caroli, der nicht nur ein großer Gesetzgeber und Richter der Völker, sondern auch der Schutzherr der Grammatik und der beflassene Gönner richtiger und reiner Prosa war“. Und vom Geist der Erzählung: „So geistig ist dieser Geist und so abstrakt, daß grammatisch nur in der dritten Person von ihm die Rede sein und es lediglich heißen kann: ‚Er ist’s‘. Und doch kann er sich auch zusammenziehen zur Person, nämlich zur ersten, und sich verkörpern in jemandem, der in dieser spricht und spricht: ‚Ich bin es. Ich bin der Geist der Erzählung, der (...) diese Geschichte erzählt, indem ich mit ihrem gnadenvollen Ende beginne und die Glocken Roms läute, id est: berichte, daß sie an jenem Tage des Einzugs sämtlich von selber zu läuten begannen‘. Damit aber auch die zweite grammatische Person zu ihrem Rechte komme, so lautet die Frage: Wer bist du denn, der Ich sagend an Notkers Pulte sitzt und den Geist der Erzählung verkörpert? – Ich bin Clemens der Ire ...“.

4. Thomas Manns Vorliebe für Dialekt kennen wir seit den ‚Buddenbrooks‘, wo in Lübeck im Revolutionsjahr 1848 Konsul Johann Buddenbrook im Gespräch mit einem demonstrierenden Lagerarbeiter sogar einmal „vor Indignation vergaß, platt zu sprechen“, dann aber sich folgendes Gespräch entwickelte: „Wat wull Ji nu eentlich! Nu seggen Sei dat mal!“ „Je, Herr Kunsel, ick seg man bloß: wi wullnu ’ne Republike, seg ick man bloß ...“ „Öwer du Döskopp ... Ji heww ja schon een!“ „Je, Herr Kunsel, denn wull wi noch een“. – Ähnlich im ‚Erwählten‘ die Grundlage der Fischersprache auf der Insel Sankt Dunstan, eine „ordinäre Sprechweise“, über die der Abt sich ärgert, und es heißt von dem lieblichen fremden Kinde Gregorius: „Seine Lippen schienen für das Hütten-Messingsch, worin sie sich übten, nicht gemacht“. Immerhin wird die naturalistische Wirkung des Platt in höchst barocker Weise gesteigert, indem hier mitten im Ärmelkanal gelegentlich französische, häufiger noch englische Brocken die vermeintliche *coulour locale* akzentuieren. Der Ärger des Abtes war nämlich rege gemacht durch der Fischer Antwort auf seine Frage, ob sie Fische gefangen hätten. „Fische? Nee, dat’s nu’n littel bit tau veel verlangt. Wi könn von Lucke seggen, dat uns de Fisch nich hebben, denn dat was Euch’ne Freise, Herr, un weren Euch coups de vent, da macht Ihr Euch, Herr, gar keen Einbildung von. Da mußt immer een Mann die Seen

drawen aus dem Boot un de annere mit al sin Macht den Timon holden, un sonst was an keen Ding ein Denken an“. – Sind diese Leute hier nur *puhr Pipel*, der Bürgermeister der Stadt Brügge meint, manche Ritter, die er kenne, seien zwar „hohen Sinnes, doch *pover*“. Verläuft im Kloster alles immer, will sagen *allwegs*, auch zur *Fallzeit*, also im Herbst, recht *smoothlich*, so bekommt später der büßende Sünder, auf der Flucht vor der *Bredonille*, die er angerichtet hat, zu essen von den Köhlern im *Forest*. Hermann J. Weigand, in seinem bekannten Gregorius-Aufsatz in der ‚Germanic Review‘, bedauert diese Entgleisungen des emigrierten Dichters, wenn sie auch beabsichtigt sein sollten, und bringt sie in Zusammenhang mit dem ‚slipping‘ Sprachgefühl des Deutsch-Amerikaners, – es fällt sogar das Wort *tragisch* im Hinblick auf den in dieser Weise gefährdeten Kontakt zwischen dem alten Thomas Mann und seinen Lesern. Ich kann ihm darin nicht folgen, sowenig übrigens wie der Dichter selber, wie hervorgeht aus dessen von Theodore Ziolkowski herausgegebener Antwort an Weigand (The Yale Review 56, 1966–67, S. 537–549). Ich selbst schlage das sprachliche Element als Kunstmittel im ‚Erwählten‘ ebenso hoch an wie etwa das musikalische in ‚Doktor Faustus‘.

5. Das gilt auch für die Aufnahme von mittelhochdeutschen Sprachelementen in die neuhochdeutsche Parole, wobei die phonologisch-orthographische Adaptation verschieden ausfällt. Ein „gewaerer Mann“ erscheint mit æ, „ein wätliches Kind“ und „in ungebärer Ehe“ mit ä. *Wätlich* führt überhaupt ein Eigenleben: „Viele fanden sie (d. i. die Alisse von Poitou) so wätlich“. Aber Grigorß versichert: „Ich habe keine Augen gehabt für ihre prätendierte Wätlichkeit“, immer mit ä. – „Mein ist der Trutgespiel“, denkt die blutjunge Sibylla im Gedanken an andere, die ihrem Wiligis *Gedinge* tragen könnten – sie denkt es also mit undiphthongiertem *û* –, aber fragt nach der Katastrophe und Wiligis’ Weggang: „Wohin kam mein *Traut*?“. – Semasiologisch angemessen zurückverlegt werden neuhochdeutsche Wörter, etwa wenn Mutter Eisengrein *gefügen* Rat gibt, das Findelkind seliglich *getan* ist, ein so *wohlgetanes*, zur Liebe reizendes Kind, dazu von Gott bewahrt so wundersam in dem *wenigen* Faß, und die *Zeitung* ging durchs ganze Land. – Unvermittelt aber, mit zu erratender Bedeutung, stehen da: *gelfe* Leute, *Amacht*, um mich kein *Ungehabe*, eine Fahrt auf den *Ünden*, ein Kahn ohne *Marner*, *Üdensschlag* und hohe *Freise*, einmal *alsus* statt also und sogar *Bejehung* statt Beichte, und zuletzt das *Leichkar* des

Bruders. – Morphologisch mediävisiert sind Bildungen wie: sich *unterfahn*; wenn sie einen Mann *erküere*; Maria heilig *Megedin*; hoch von *Gebürte*; eisgrau und *falb*; früh und *spat*; gehabt euch *baß*; *unser lieb Herre wert*, und noch: Euch *Ellendem* sagt dieser Name nichts, daneben *Elend* richtig in der neuhochdeutschen Bedeutung. – Es ist ein Netz von Bereicherungen der Literaturparole aus einer adäquat, wenn auch künstlich vergrößerten Langue, worin wir uns noch einen Augenblick bei den Fremdwörtern aufhalten wollen, wie es Werner Betz jüngst (Festgabe für J. Alan Pfeffer) mit bezug auf jenes andere Th. Mann'sche Sprachjuwelengkästlein ‚Lotte in Weimar‘ getan hat. Im ‚Erwählten‘ handelt es sich dabei einmal um die spezifische Couleur des Ritterlebens in Flandern-Artois, das Clemens, dieser mittelalterliche Zeitblom, zwar *auf thiudisc* beschreibt, „wie die Helvetien bewohnenden Alamannen reden“, aber in seiner lokal-sozialen Essenz unverwechselbar erfaßt mit Wörtern wie *exceptionell* und *dévolement*, *Gurvenal* und *Tjoste*, *Gabylot* und *Kemenate*, *leisieren* und *jambelieren*, letzteres mit korrigiertem Anlaut gegenüber Gottfried von Straßburg, der V. 2108 *sambelieren* oder allenfalls *schambelieren* gemeint hat, wo er Tristan „mit schenkeln sambelieren“ läßt. Es ist die einzige mittelhochdeutsche Stelle, wo Th. Mann dieses Wort gelesen haben kann und wo es überhaupt vorkommt, aus franz. *jambe* womöglich von Gottfried selber gebildet, und sie wird dem philologisch akkuraten Dichter des ‚Erwählten‘ wohl eher noch durch die Tristan-Übersetzung von Wilh. Hertz oder auf dem Wege der Belehrung durch den Schweizer Germanisten Samuel Singer zugekommen sein, von dem er auch die drei Bände Sprichwörter des Mittelalters kannte, dem „ehrwürdigen Samuel Singer in Bern“, wie er selber in der ‚Entstehung des Doktor Faustus‘ schreibt. Die französische Vorlage zu Hartmanns ‚Gregorius‘ hat er auf jeden Fall „niemals in Händen gehabt“, – Zitat aus einem Brief an mich, worin er mich aufklärt über Fälle von eigener Erfindung im ‚Erwählten‘. Was noch einmal das Wort *jambelieren* betrifft, so verwendet Th. Mann es mit einer gewissen Verliebtheit, wie er es dem von Ritterschaft träumenden Klosterschüler Gregorius, aber zuvor schon der jungen Sibylla dem ihr einzig angehörenden Bruderlein gegenüber in den Mund legt: „Insonders ergreifen mich deine Knie, wenn du jambelierst und deinem Tiere die Schenkel gibst“. Dieser Zusatz mit *und (deinem Tiere die Schenkel gibst)* dient der Erläuterung für den Leser des 20. Jahrhunderts, in dessen Lexikon das Wort *jambelieren* fehlt. Ähnlich, wenn der Vater der Zwillinge seinem Sohne wie ein anderer schwertleitender

Marke vorhält: „Sei gewaere *und* treu“. *Gewaere* bedeutet ja „treu“! – Ausführlicher verweilt der geistliche Erzähler bei dem Fremdwort *Buhurd*, zugleich am Ende seine Distanz und Abneigung gegen dies ritterliche Treiben bekundend: „Auch der Buhurd, das lustige Reiter-spiel, das Jung Wiligis auf dem weichen Talgrund zu Füßen der Burg mit Herren und Knappen übte, wobei in Carrière Schar auf Schar stößt und einander vom Plan zu sprengen sucht (...), – auch diese Hurterei ist mir im Grunde ganz fremd und eher widersam“.

6. Der ‚Erwählte‘ ist also ein „archaischer Roman“ (s. ‚Die Entstehung des Dr. Faustus‘), ist „internationales, deutsch-französisch-englisches Mittelalter“ (Brief an Singer), ist eine „ungeahnte Bereicherung durchs lustig-Dialektische und Vielsprachige“, wie Joachim Maass ungefähr in meinem Sinne schon im Mai 1951 schrieb (Brief von Th. M. an Julius Bab). – Aber wie steht es dann anschließend um ‚Die Betrogene‘, eine Erzählung, für die die Arbeit an den Memoiren des ‚Felix Krull‘ unterbrochen wurde und die daher die auf den ‚Erwählten‘ unmittelbar folgende Opusnummer trägt? Daran ist doch wohl nichts lustig-dialektisches und vielsprachiges, nichts internationales und nichts mittelalterlich-archaisches?

Eine früh Verwitwete erliegt in der Zeit ihrer Menopause der körperlichen Versuchung durch einen jungen und kräftig-gesunden Amerikaner, aber sie stirbt an einem als die beglückende Wiederkehr der monatlichen Regel erlebten, aber bösartig sie zerstörenden Gebärmutterkarzinom. Ein zeitloses, aber zwischen den Weltkriegen unseres Jahrhunderts in Deutschland sich abspielendes Vorkommnis, ein jedem von uns verständliches, ein menschliches und sozusagen alltägliches Schicksal.

Zeitlos allerdings – den Buchumschlag der Erstausgabe schmückt eine Herbstzeitlose, von der auch der Text spricht –, aber zum Zeugnis des Zeitgeistes wird wieder die Republik aufgerufen, die Weimarer diesmal: „Moralisch scheinst du weiß Gott wann zu leben, Anno dazumal, vor dem Kriege. Wir haben doch jetzt die Republik, wir haben die Freiheit, und die Begriffe haben sich sehr verändert zum Légèren, Gelockerten hin, das zeigt sich in allen Stücken.“ Auch die Sprache wird wieder unter verschiedenen Aspekten aufs Korn genommen. Es ist die Rede von einem Schloßbesichtigungsführer (‚Kastellan‘ wird er genannt und ‚Pedell‘), der „in hölzernem Buchdeutsch seinen Text abspulte“, und auch der Dialekt spielt hier, in der Düsseldorfer Society, wieder seine charakteristische und charakterisierende Rolle. „Rheinländerin von Ge-

blüt und Mundart“ ist die lebensoffene Frau Rosalie von Tümmler, die übrigens, es sei hier nur nebenbei bemerkt, ein hübsches Gesicht, aber bei angeregter Stimmung immer eine kleine Neigung zur Nasenröte hat. Aber weiter: „Es war immer ein Zeichen von Frohmut und Behagen, wenn sie dem Dialekt huldigte“. „Eine (jede) Schwangerschaft stellte sie mit Sicherheit im alleranfänglichsten Stadium fest, wobei sie, wohl weil es sich um Erfreulich-Natürliches handelte, in den Dialekt fiel und sagte: ‚Da ist wat am kommen‘“. Sie selber erklärt: „Natur und Dialekt haben für mein Gefühl was miteinander zu tun“. In treffendem Gegensatz zur Mutter reagiert deren etwas ältliche, künstlerisch veranlagte und zum Reflektieren neigende Tochter Anna: „Liebe Mama, tu mir die einzige Liebe und sprich nicht so rheinisch, es irritiert mich im Augenblick“. Auch das Ausländische, diesmal Amerikanische, fehlt nicht. Der nach Friedensschluß in Deutschland hängengebliebene Ken Keaton gibt dem Gymnasiasten Eduard von Tümmler Hausunterricht im Englischen und wir hören über diese Sprache, „ihre oft abenteuerliche Rechtschreibung, ihre höchst wunderliche Aussprache, die Ken dem Schüler, indem er das l auf mehr als rheinische Art im Halse bildete und das r am Gaumen ungerollt tönen ließ, in so gedehnter Übertriebenheit vormachte, als wollte er seine eigene Muttersprache ins Komische ziehen. (...) Eduard machte aber sehr gute Fortschritte, gerade weil Keaton gar kein gelernter Lehrer war und eine völlig lockere Methode verfolgte, will sagen: alles aufs Gelegentliche abstellte und unbekümmert drauflos praktizierend, mit slang-Geschwätz und nonsense den Schüler, der sich nichts besseres wünschte, in seine bequeme und humoristische, weltläufige Sprache hineinzog“. Der junge Amerikaner ist versessen auf europäische Geschichte und Gemütlichkeit – „er pflegte ‚continental‘ für ‚europäisch‘ zu sagen“ – und 1917 „habe er sich gleich zur army gemeldet und während des trainings immer gefürchtet, der Krieg möchte zu Ende gehen, bevor sie ihn hinüberbrächten“.

Die immer regelmäßiger sich an die Unterrichtsstunden anschließenden Mahlzeiten im Familienkreis verursachen den Beginn des mütterlichen Dramas, so heiter sie sich zuerst anlassen, mit durch Kens „einfaches, völlig ungezwungenes, aber nicht unmanierliches Wesen, sein drolliges Deutsch, das sein Mund ebenso unverleugbar englisch formte wie die französischen und italienischen Brocken, die er wußte“. Eines Abends (nach einem Fest, von dem sie sich einen bösen *hang-over* verspricht), eröffnet die leidhaft Beglückte sich ihrer Tochter in einem Gespräch, aus dem ich folgende Rede und Antwort notiere:

„Was würdest du sagen, Anna, wenn deine Mutter auf ihre alten Tage von einem heißen Gefühl ergriffen wäre, wie es nur der vermögenden Jugend, der Reife nur und nicht einem abgeblühten Weibtum zukommt?“ „Wozu das Konditionale, Mama? Offenbar steht es so mit dir, wie du sagst. Du liebst?“

Mit diesem Zitat will ich weniger auf den an die Grammatik erinnernden Terminus aufmerksam machen, weit eher, wenn auch mit allem subjektiven Vorbehalt, auf die mir unüberhörbare sprachliche Nähe Goethes, aber ganz allgemein auf den erstaunlichen Stil dieser Novelle, erstaunlich mit Rücksicht auf das Jahr 1953, in dem sie erschien, und auf die doch so zeitnahe Ambiance der Begebenheit, von der sie handelt. Zwar wird uns, wie ich noch an einem Beispiel zeigen werde, an Milieubeschreibung nichts vorenthalten, wird vom realistisch Erschütternden im Gespräch keine Einzelheit verschwiegen, doch wäre „Realismus“ gerade hier eine doch wohl sehr wenig passende Charakteristik, „barocker Naturalismus“ (wie wir den Stil des ‚Erwählten‘ nach wie vor nennen möchten) vielleicht etwas eher noch zutreffend für die Mittel, die das Sprachwerk hier zum Kunstwerk stilisieren, dieses Wort gebrauche ich lieber, aber nur um nicht mißverstanden zu werden, als: ironisieren. Eine epische Beschreibung: „Seit einem Jahrzehnt bewohnte die kleine Familie in einer ruhigen mit Linden bepflanzten, nach Peter von Cornelius benannten Villenstraße ein gartenumschlossenes, mit dem etwas verjährten, aber behaglichen Mobiliar im Stil von Rosaliens Vermählungszeit ausgestattetes Häuschen, das einem kleinen Kreis von Verwandten und Freunden, darunter Professoren der Maler- und auch der medizinischen Akademie, dann ein und das andere Ehepaar aus industrieller Sphäre, öfters zu anständigen, nach Landesart auch gern ein wenig weinseligen Abendfeiern gastlich offenstand“. Das selige Bekenntnis der Mutter gegenüber der Tochter:

„Triumph, Anna, Triumph, es ist mir wiedergekehrt, mir wiedergekehrt nach so langer Unterbrechung, in voller Natürlichkeit und ganz wie es sich schickt für eine reife, lebendige Frau! Teures Kind, welches Wunder! Was tut die große, gute Natur für ein Wunder an mir und segnet damit meinen Glauben! Denn ich habe geglaubt, Anna, und nicht gelacht, dafür lohnt mir nun die gute Natur und nimmt zurück, was sie mit meinem Körper schon veranstaltet zu haben schien, sie erweist es als Irrtum und stellt die Harmonie wieder her zwischen Seele und Körper, aber auf andere Weise, als du wolltest, daß es geschähe. Nicht so, daß die Seele ergeben den

Körper sein Werk an ihr tun und sich von ihm überführen läßt in den würdigen Matronenstand, sondern umgekehrt, umgekehrt, liebes Kind, so, daß die Seele sich als Meisterin erweist über den Körper. Beglückwünsche mich, Liebste, denn ich bin sehr glücklich. Bin ich doch wieder Weib, ein Vollmensch wieder, eine fähige Frau, darf mich würdig fühlen der Mannesjugend, die es mir angetan, und brauche vor ihr nicht mehr im Gefühl der Ohnmacht die Augen niederzuschlagen. Die Lebensrute, mit der sie mich schlug, hat nicht nur die Seele, hat auch den Körper getroffen und ihn wieder zum fließenden Brunnen gemacht. Küsse mich, mein vertrautes Kind, nenne mich glücklich, so glücklich wie ich es bin, und preise mit mir die Wundermacht der großen und guten Natur!‘ Sie sank zurück, schloß die Augen und lächelte selbstgefällig, das Näschen hochrot.“

7. Um sich bei dem Stil – das Wort in seinem weitesten Sinn zu verstehen – der ‚Betrogenen‘ ganz wohl zu fühlen, bedarf es schon des langen Weges Thomas Mann’scher Prosa, angefangen beim ‚Kleinen Herrn Friedemann‘, vorbei an den herrschaftlichen Wohnhäusern der ‚Buddenbrooks‘, dem Stottern Wendell Kretzschmars, aber zweifellos auch an der archaisierenden Artistik des direkt vorangegangenen ‚Erwählten‘. Viel scheint mir trotz aller evidenten Unterschiede die ‚Betrogene‘ in direkter Linie vom ‚Erwählten‘ geerbt zu haben, oder vielmehr von der Mutter des Erwählten! Die sündige Sibylla und die betrogene Rosalie stehen sich sprachlich sehr nahe, so unterschiedlich ihre zeitlichen und gesellschaftlichen Umstände sind. Spricht doch auch die Rosalie des 20. Jahrhunderts noch im hochgemut-höfischen Stil ihrer mittelalterlichen Leidensgefährtin, wie es schon die wenigen Zitate gezeigt haben mögen. Zumindest hinsichtlich der Sprache ist die Erzählung ‚Die Betrogene‘ ein Nachspiel zum Roman ‚Der Erwählte‘.

Und das Wort? Nimmt es auch hier den herkömmlich von ihm beanspruchten Platz ein? Wir beschränken uns auf ein paar Belegstellen der Vokabel selbst, die das Gewicht ihrer Wahl für den jeweils Redenden wie für den Dichter bezeugen. Das erste Zitat erinnert an unsere anfängliche Gegenüberstellung von Rilke und Thomas Mann. Es spricht zuerst die Tochter, dann die Mutter. „Du brauchtest bisher nicht Worte, wie Dichter sie bilden, so wehe und kranke Worte, und wenn du es nun dennoch tust, so hat das etwas von –“ „Wovon denn, Anna? Wenn Dichter solche Worte brauchen, so eben, weil sie sie *brauchen*, weil Gefühl und Erleben sie aus ihnen hervortreiben, und so ist es denn auch

wohl mit mir, der sie nach deiner Meinung nicht zukommen. Das ist nicht richtig. Sie kommen dem zu, der sie nötig hat, und er kennt keine Scheu vor ihnen (...)“.

Ein andermal spricht wiederum die Tochter zu ihrer Mutter: „(...) Die Ehre will ich nicht zurückweisen, daß du dich mir eröffnen willst. Denn nicht wahr, das willst du. Deine Worte deuten darauf, nur sind sie dunkel in ihrer Allgemeinheit. Lehre mich, bitte, wie ich sie auf dich zu beziehen und sie zu verstehen habe!“ Aber die Mutter ist zu sehr bewegt, um sich um sprachliche Sorgfalt zu bemühen: „Verzeih meine Worte! Gewiß sind sie falsch, aber ich kann mich nicht sorgen um Worte“. Die Tochter hinwiederum ist naturgemäß verantwortungsbewußter in bezug auf die Wortwahl: „Du hast dich in letzter Zeit auffallend verändert, Mama, – das heißt: nicht verändert, ich sage es nicht recht, du bist ja dieselbe geblieben, und wenn ich sage: verändert, so meine ich damit, daß eine Art Verjüngung über dein Wesen gekommen ist, – was aber auch das rechte Wort wieder nicht ist, denn natürlich kann es sich nicht um eine wirkliche und eigentlich nachweisbare Verjüngung deines lieben Bildes handeln“. Und schließlich: „Im Grunde bist du, so gut wie Papa es war, an bestimmte (gesellschaftliche) Begriffe gebunden, und die Zerstörung dieser Bindung käme der Zerstörung gleich deiner selbst ... Ich sage es, wie ich es mit Bangigkeit fühle. Warum kommt mir wieder dies Wort auf die Lippen: Zerstörung? Ich weiß, ich habe es in Ängsten schon einmal gebraucht, und empfunden hab ich es mehr als einmal. Warum muß mir immer zumute sein, als ob diese ganze Heimsuchung, deren beglücktes Opfer du bist, etwas mit Zerstörung zu tun hätte?“

8. Im Rahmen von Thomas Manns Alterswerk, auf das wir uns in der Hauptsache beschränkt haben, schon weil es in Dittmanns Buch den kleinsten Raum einnimmt, bedeutete die Arbeit an der ‚Betrogenen‘ ein Liegenlassen des ‚Felix Krull‘, zu dem der Dichter dann aber sofort zurückkehrte, wie es eine Briefstelle (an Max Rychner) bezeugt: „(...) und nun sitze ich wahrhaftig wieder über dem alten Material zum ‚Krull‘, lese nach, was ich zuletzt geschrieben und suche den spezifischen ‚Sangeston‘ wiederzufinden“. Wir wollen ihm dabei nicht weiter folgen, denn, so will ich meinen, der Worte sind nunmehr genug gewechselt. Dem „spezifischen Sangeston“ der letzten Romandichtung, ja eigentlich jedes einzelnen Romans, wie dann auch noch der Essayistik, wäre eine gesonderte Untersuchung zu widmen. Uns kam es darauf an, die strengen Maßstäbe Thomas Mann’scher Sprachpflege, will sagen

Wortwahl, sowie seine Andacht vor dem Phänomen und den Phänomenen der Sprache an einigen Beispielen zu zeigen. Auch die Bereicherung vornehmlich der idiomatischen Kompetenz mit Mitteln aus den verschiedensten Quellen außerhalb des ohnehin bereitstehenden Sprachsystems haben wir vor allem herausstellen wollen. Daß Thomas Mann sich sprachlich an deutschen und ausländischen Vorbildern geschult hat, braucht nicht noch einmal exemplifiziert zu werden. Daß er als princeps intellegentiae eines halben Jahrhunderts selber zum Vorbild und Sprachpädagogen und zum Zuchtmeister neuhochdeutschen Prosastils geworden ist, sei unvergessen. Sollten Sie mir am Ende noch entgegenhalten wollen, daß ich im Sprachbewußtsein Thomas Manns den Begriff des Wortes und der Worte zu stark herausgestrichen habe, so befinden Sie sich in guter Gesellschaft, denn der Dichter selbst läßt im ‚Felix Krull‘ den Helden seiner ‚Memoiren‘ folgendes sagen:

„Von zarten und schwebenden Dingen heißt es zart und schwebend reden, und so werde eine zusätzliche Betrachtung hier behutsam eingerückt. Nur an den beiden Polen menschlicher Verbindung, dort, wo es noch keine oder keine Worte mehr gibt, im Blick und in der Umarmung, ist eigentlich das Glück zu finden, denn nur dort ist Unbedingtheit, Freiheit, Geheimnis und tiefe Rücksichtslosigkeit. Alles, was an Verkehr und Austausch dazwischenliegt, ist flau und lau, ist durch Förmlichkeit und bürgerliche Übereinkunft bestimmt, bedingt und beschränkt. Hier herrscht das Wort, – dieses matte und kühle Mittel, dieses erste Erzeugnis zahmer, mäßiger Gesittung, so wesensfremd der heißen und stummen Sphäre der Natur, daß man sagen könnte, jedes Wort sei an und für sich und als solches bereits eine Phrase. Das sage ich, der, begriffen in dem Bildungswerk meiner Lebensbeschreibung, einem belletristischen Ausdruck gewiß die erdenklichste Sorgfalt zuwendet. Und doch ist mein Element die wörtliche Mitteilung nicht; mein wahrstes Interesse ist nicht bei ihr. Dieses vielmehr gilt den äußersten, schweigsamen Regionen menschlicher Beziehung; jener zuerst, wo Fremdheit und bürgerliche Bezuglosigkeit noch einen freien Urzustand aufrechterhalten und die Blicke unverantwortlich, in traumhafter Unkeuschheit sich vermählen; dann aber der anderen, wo die möglichste Vereinigung, Vertraulichkeit und Vermischung jenen wortlosen Urzustand auf das vollkommenste wiederherstellt“.

Vergessen Sie aber dabei nicht, daß es sich hier um Bekenntnisse eines Hochstaplers handelt!